

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 85 (2010)

Artikel: Der Dichter Eduard Mörike und seine Jugendliebe Maria Meyer im Thurgau
Autor: Egli-Gerber, Renata
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

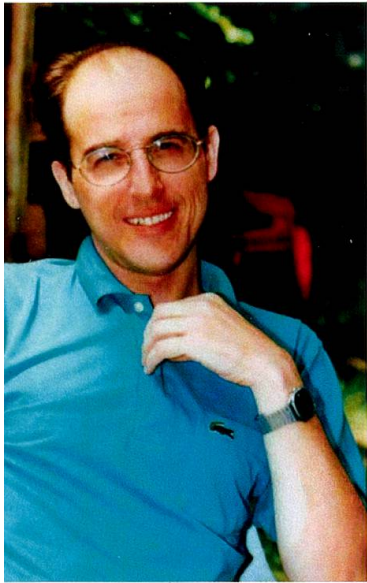
Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Der Dichter Eduard Mörike und seine
Jugendliebe Maria Meyer im Thurgau**

Renata Egli-Gerber

1991 erwarb Marco Dudli das Haus an der Freudenbergstrasse 10 in Wilen bei Wil und bewohnte es mit seiner Frau Cyrilla, Sohn Flurin und den Töchtern Eliana und Melissa bis zu seinem frühen Tod im Jahr 2008. Der ausgebildete Kaufmann amtete als Schulsekretär des Dorfes. Ursprünglich hatten mehrere Familien das bescheidene, Anfang des 19. Jahrhunderts erbaute Bauernhaus am Hang bewohnt. Scheune und Stallungen ergänzten auf beiden Seiten die zwei zusammengebauten Wohnteile in der Mitte. Der bergwärts liegende Gebäudeteil wurde 1972 durch einen Brand zerstört. Ein ungewöhnliches Haus voll Zauber ist seither entstanden, ein Haus mit zehn Zimmern, mit Kammern, Winkeln, Treppen und Treppchen. Als Marco Dudli das Gebäude kaufte, teilte man ihm mit, dass in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vorletzten Jahrhunderts Maria Kohler-Meyer (1802–1865) darin gelebt hatte, die durch eine tragische Liebe zum schwäbischen Dichter Eduard Mörike (1804–1875) unsterblich geworden ist. Erst allmählich jedoch begannen diese Frau und ihre Geschichte den neuen Hausbesitzer zu faszinieren. Als er die Zimmer renovierte und altes Gebälk und Gemäuer freilegte, stiess er hinter den Tapeten auf Schichten von Zeitungen aus der Zeit der geheimnisvollen Bewohnerin. Er fand auch Reste der alten Ofenanlage in der Küche. Hatte Maria dort die Briefe Mörikes verbrannt? Um die verwitterte Originaltüre zur ehemaligen Scheune zu erhalten, wurde sie neu aufgezogen. Unzählige Male müssen Maria und ihr Mann, der Tischler Andreas Kohler, durch sie getreten sein.



Der literarisch interessierte Schulsekretär Marco Dudli-Zehnder (1954–2008) von Wilen bei Wil stammt aus dem Kanton St.Gallen. Er kaufte 1991 das Haus, in dem Maria Kohler-Meyer, Eduard Mörikes Jugendliebe von 1856–1865, wohnte. Eine Tafel weist heute darauf hin.

Eine Gedenktafel

Marco Dudli begann zu forschen. Er las Mörike, vor allem dessen Roman «Maler Nolten», in dem der Dichter Maria Meyer ein Denkmal gesetzt hat. Die Facetten ihres Wesens spiegeln sich dort in verschiedenen Frauenfiguren: In der dem Wahnsinn verfallenden Agnes, in der Zigeunerin Elisabeth und in der Peregrina, der geheimnisvollen Pilgerin des gleichnamigen Gedichtzyklus, der das Herzstück des Romans bildet. Die fünf Gedichte künden von einer grossen Liebe, die bis heute Rätsel aufgibt. In ihnen klingt ein moderner, impressionistischer Ton an. Die Geliebte ist dort Verführerin, geschundenes Opfer und Himmelskönigin zugleich. «Heilige Sünderin» nannte sie Mörike. Wer aber war Maria Meyer jenseits der Projektionen des sensiblen Poeten, der Fabulierlust und mystischen Überhöhung der Zeitgenossen? Der kunst- und literaturinteressierte Schulsekretär befasste sich mit der bis heute ständig wachsenden Sekundärliteratur über Mörike und wurde so mit den Jahren zum Experten. Zwei Mal hatte der Dichter den Thurgau besucht. 1851 weilte er für ein Vierteljahr in Egelshofen und erwog gar, sich im Grenzdorf dauernd niederzulassen. Marco Dudli tauchte ein in ein Dichterleben und in die Geschichte einer romantischen Liebe im nachnapoleonischen Zeitalter. Er schaute dabei in Abgründe, die so ganz und gar nicht dem Bild jener Epoche als beschauliche Biedermeier-Idylle entsprachen. Dudli merkte auch bald, dass er mit seiner Leidenschaft nicht allein war. Es kam ab und zu vor, dass Mörike-Verehrer, meistens aus Deutschland, vor dem Haus standen und Fotos machten. Wenn er da war, bat er sie hinein und unterhielt sich mit ihnen über den Dichter und seine grosse Liebe. Dabei kam er mit namhaften Künstlern und Forschern in anregenden Kontakt. 2003 liess er eine Gedenktafel für Maria Kohler-Meyer am Haus anbringen. An den Kosten beteiligte sich auch die Gemeinde Wilen. 2004, als die literarische Welt Mörikes 200. Geburtstag feierte, war Dudli der Einzige, der die Ehre des Kantons rettete, indem er für dieses Jubiläum ein Zeichen setzte. Er organisierte – weitgehend auf eigene Kosten – in der Aula des Oberstufenzentrums eine musikalisch-literarische Soirée zu Ehren des Dichters und Maria Meyers im Bewusstsein, dass der Thurgau für diese aussergewöhnlichen Menschen eine besondere Bedeutung erhalten hatte und beiden zum heilsamen Ort geworden war: Mörike verbrachte die wohl unbeschwertesten und glücklichsten Tage seines Erwachsenenlebens im Thurgau, und Maria Meyer war dort in ihren späten Jahren erstmals jene Ruhe vergönnt, die sie in ihrer Jugend voller Schmerzen vergeblich gesucht hatte.

Die geheimnisumwobene Peregrina, die ruhelose Wanderin, hat bis heute nicht aufgehört, Menschen zu bezaubern und tief zu rühren. Schon früh umrankten allerlei Gerüchte und Halbwahrheiten ihr Leben. Brauchbare Fakten lieferte erst der Jurist Paul Corrodi (1892–1964) aus Meilen, genau hundert Jahre nach dem schicksalhaften Zusammentreffen des Dichters mit Maria. Die Schrift des späteren Regierungsrats und Bundesrichters «Das Urbild von Mörikes Peregrina» erschien 1923 im Zürcher Jahrbuch. Weder Juristen noch Regierungsräte und schon gar nicht Bundesrichter stehen im Ruf, besonders romantisch veranlagt zu sein. Doch wird bei aller nüchternen Exaktheit in dieser bis heute massgebenden Publikation spürbar, wie sehr Peregrina auch den damals 31-jährigen Anwalt über ihr Grab hinaus verzaubert hatte.

So genau wie möglich zeichnete er ihre Biografie nach. Eine um wichtige Dokumente erweiterte Neuauflage dieses Buches lieferte 2004 der Verleger Jürgen Schweizer, der mit der Familie Dudli bis heute den Kontakt bewahrt hat. Biografische Lücken im Leben Marias bleiben und bilden bis heute den Boden, auf dem Fantasien üppige Blüten treiben.

Unehelich geboren

1777 wurde in Schaffhausen dem Metzgermeister Johann Georg Meyer aus alteingesessener Familie und seiner Frau Anna Maria, geborene Ermatinger, die Tochter Helena als drittes von elf Kindern geboren. Das



Der Tischler Andreas Kohler und seine Frau Maria erwarben 1857 das Haus an der Freudenbergstrasse 10 in Wilen bei Wil.

Mädchen sollte ein wahres Sorgenkind werden. Am 27. Dezember 1802 gebar die 25-Jährige ihr erstes uneheliches Kind, ein Mädchen, das in der nahen Kirche St.Johann nach seiner Grossmutter, die als Patin einsprang, auf den Namen Anna Maria getauft wurde. Als Vater gab Helena Meyer den Weissgerbergesellen Jacob Fried aus Darmstadt an, der aber längst das Weite gesucht hatte, als er wegen der Vaterschaftsklage vor Gericht geladen werden sollte. Schon die allerersten Lebensumstände der kleinen Anna Maria, die fortan nur Maria genannt wurde, geben zu denken: Da gibt es unehelichen Nachwuchs in einer gutbürgerlichen Familie. Diese aber verstösst Mutter und Kind nicht, wie es zu erwarten gewesen wäre, sondern steht öffentlich zu dem, was damals aller Welt als Unglück und Schande galt. Der Absturz der Mutter Helena indes war nicht aufzuhalten. Sie vernachlässigte ihr Kind und bekam in den folgenden Jahren noch zwei weitere uneheliche Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Bald einmal wurde sie eine stadtbekannte Prostituierte, sodass der Kleine Rat beschloss, sie auf unbestimmte Zeit ins Arbeitshaus einzuweisen.

Unterwegs mit Baronin von Krüdener

Trotz der Fürsorge ihrer Verwandten und wohlmeinender Menschen zeigte die heranwachsende Maria schon früh Zeichen der Verwahrlosung und einen Hang zum Stehlen. Als sie 15 Jahre alt war, erschien in Schaffhausen eine Frau, die mit ihrer Lehre und ihrem Leben grossen Einfluss auf das Mädchen nahm. Es war die livländische Wanderpredigerin Baronin Beate, Barbara Juliane von Krüdener (1764–1824). Die reiche adlige Witwe aus Riga war die Verfasserin eines autobiografisch gefärbten Liebesromans, der damals Furore machte. In ihren späteren Jahren wandte sich die lebenslustige Frau unter dem Einfluss der Herrnhuter dem Pietismus zu, entsagte der irdischen Liebe zugunsten der himmlischen und wurde zur tief religiösen Mystikerin. Mit ihrem Sendungsbewusstsein hatte sie Zugang zu höchsten Kreisen. Eine Zeit lang war sie gar Beraterin und Vertraute des russischen Zaren Alexander I. In den Hungerjahren 1816 und 1817, von denen auch die Ostschweiz grausam betroffen war, verschenkte sie ihr gesamtes Vermögen und verteilte es unter die Bevölkerung. Ist es vielleicht ihrem Einfluss zu verdanken, dass sich damals der Zar zu einer grosszügigen Spende für die hungernden Menschen im Thurgau bewegen liess? 1817 tauchte die Wanderpredige-



Barbara Juliane Freifrau von Krüdener, geborene von Vietinghoff, 1764–1824. Im Gefolge der pietistischen Erweckungspredigerin und «Sonnenfrau» war auch die 15-jährige Maria Meyer.



Arbon 1832. Stahlstich von Jackson nach einer Zeichnung von Tombleson. Im Jahr der grossen Hungersnot 1817 predigte Juliane von Krüdener in Arbon vor 2000 Menschen.

rin in der Ost- und Nordschweiz auf und versammelte grosse Menschenmengen um sich, wohin immer sie kam. Dies missfiel den jeweiligen Behörden. Sie jagten die exzentrische Frau jeweils schon nach wenigen Tagen weg und trieben sie so von Ort zu Ort. Nicht anders erging es ihr in Schaffhausen, wo sich die junge Maria unter ihr Gefolge mischte und mit ihr aus der Stadt verschwand. Über Hub gelangte die Baronin darauf nach Arbon, wo ihr am 10. August gestattet wurde, einen Vortrag zu halten. Sogleich versammelten sich 2000 Leute im Städtchen. Die «Sonnenfrau», wie ihre Anhängerschaft sie nannte, hielt ihre Erweckungspredigt wegen der grossen Menge von einem Fenster aus. Arbons Stadtbehörde hatte also thurgauischen Pragmatismus an den Tag gelegt und die Wanderpredigerin gewähren lassen, denn ihre Frömmigkeit hatte eine durchaus werktätige Seite: Die Adlige richtete Suppenküchen ein und speiste die Bedürftigen auf ihre Kosten. Unter dem Publikum befand sich wohl auch die vaterlose Maria, in deren Augen die Baronin «das Höhere» verkörpern mochte, wonach sie seit frühester Jugend unablässig strebte. Diese Sehnsucht der Heranwachsenden

nach einem Leben in Würde und Wahrheit im Einklang mit sich selber und der Welt, ihr Wille, diese Welt zu verstehen, indem sie sich die Bildung ihrer Zeit, so gut sie es in ihrer Lage vermochte, aneignete, muss auf viele, die ihren Weg kreuzten, echt und überzeugend gewirkt haben. Diese Bestrebungen kontrastierten aber aufs Schärfste mit dem Leben, das Maria als Landstreicherin viele Jahre lang führte. Es ist nicht bekannt, wie lange sie sich im Gefolge der Baronin aufhielt, die sieben Jahre nach ihrem Auftritt in Arbon einsam und verarmt starb.

Die schöne Vagabundin

Als Maria im November krank und elend wieder in Schaffhausen auftauchte, kam sie wegen «physischer und moralischer Verdorbenheit» ins Zuchthaus. Danach wurde sie auf unbestimmte Zeit ins Arbeitshaus eingewiesen, nicht als Kriminelle wohlgermerkt, sondern, wie es ausdrücklich hiess, als «Korrektionelle». Rasch bekam sie dort eine Sonderstellung. Sie lernte stricken, spinnen und weben. – Ein Rätsel bleibt, wo Maria so gut lesen und schreiben gelernt hatte, dass sie später befähigt war, mit Mörike einen Briefwechsel zu führen. – Sie erhielt Religionsunterricht und wurde 1819 konfirmiert. Wieder war etwas geschehen, was sich wie ein roter Faden von Geburt an durch Marias Leben zieht: Wo immer sie auftauchte, bewegte ihre Gegenwart Frauen und Männer jeden Alters und erweckte in ihnen das Bedürfnis, diesem Menschenkind zu helfen, es zu retten und auf den «richtigen» Weg zu bringen. Dies in einer Zeit, die nicht dafür bekannt ist, mit Aussenseitern und vor allem mit Aussenseiterinnen glimpflich zu verfahren, wie das Beispiel von Marias Mutter deutlich vor Augen führt. Sicher nahm Marias südländisch anmutende attraktive Erscheinung ihre Umgebung für sie ein. Zwar existiert kein einziges Bild von ihr, doch stimmen die erhaltenen Zeugnisse über ihr Aussehen darin überein, dass ihre Schönheit ganz aussergewöhnlich war, dass diese etwas Nobles und Respektgebietendes hatte, etwas, das die Betrachtenden auf sich selber zurückgeworfen haben musste. Ihre Schönheit allein kann es indes nicht gewesen sein, die so oft und nachhaltig den Helferwillen der Menschen heraufbeschwor, die mit ihr in Berührung kamen. Auch wenn Maria häufig nicht zwischen Fantasie und Wirklichkeit unterschied und den Leuten erfundene Geschichten über ihr Herkommen erzählte, wurde sie doch durchwegs als gutmütig, ja als treuherzig geschildert. Gefühlvoll und bisweilen exaltiert ist sie den Zeitgenossen erschienen. In ihrem Wesen

mischten sich Melancholie und Heiterkeit, Schwermut und plötzlich aufblitzender Schalk auf eine verwirrende und faszinierende Weise. Eine tragische Aura umgab sie, und damit rührte sie die in einem romantischen Lebensgefühl beheimateten Menschen ihrer Zeit. In der Kindheit hatte man ihr in der Heimatstadt einen Hang zum Stehlen nachgesagt, davon muss sich bei der Erwachsenen jede Spur verloren haben. Nie ist auch nur vom kleinsten Mundraub der Landstreicherin die Rede. Ihre Arbeit als Bedienstete in verschiedenen Bürgerhäusern schien sie stets geschickt und zur Zufriedenheit der Herrschaft ausgeführt zu haben. Ordnungs- und Schönheitssinn müssen ihr eigen gewesen sein, denn immer wieder wurde berichtet, wie sauber und adrett die Vagabundin gekleidet war. Maria muss bei aller psychischen Gefährdung eine durchaus handfeste, eine praktische und lebensstüchtige Seite gehabt haben.

Badekur im Armenbad

Kurz nach ihrer Konfirmation wurde sie aus dem Arbeitshaus entlassen und verschwand sogleich aus Schaffhausen. Sie tauchte im aargauischen Rheinfeldern auf und fand im angesehenen Haus des Gerichtsschreibers Münch eine Anstellung als «Näherin und Gehülfin in der Wirtschaft». Ernst Münch, Jurist und Schriftsteller, war der Sohn dieses Hauses. Er trat der 17-Jährigen mit Wohlwollen und Interesse entgegen, ohne sie zu bedrängen, und gewann rasch ihr Vertrauen. Er beschützte sie gegen Zudringlichkeiten von aussen, an denen es nicht fehlte. Sie lohnte es ihm, indem sie sagte, sie sei die Schwester, die Gott ihm geschickt hätte. Münch mischte in seinen viele Jahre später verfassten Erinnerungen unbekümmert Dichtung und Wahrheit über Maria, darauf bedacht, seine Leserschaft mit einer erotisch grundierten Geschichte zu unterhalten. Seine Darstellung muss darum mit Vorsicht betrachtet werden. Allerdings stimmt die Beschreibung ihrer Schönheit und ihrer wechselhaften Gemütszustände mit anderen Zeugnissen überein. Wahrheitsgehalt kann wohl auch Münchs Bericht über ihre von der Baronin von Krüdener beeinflusste mystische Religiosität beanspruchen, die sich unter anderem im Singen von «konfusen pietistischen Liedern» äusserte. Vieles spricht dafür, dass Maria im Haus Münch Gelegenheit hatte, die Bibliothek zu benutzen und sich literarische Kenntnisse anzueignen, mit denen sie später ihre Umgebung verblüffte. Bildung hatte sie sich ohne Zweifel auch im Gefolge der Baronin erworben.



Eduard Mörike, 1804–1875,
im Alter von 19 Jahren, Theo-
logiestudent im Tübinger
Stift, Nach einer Bleistift-
zeichnung von Georg
Schreiner.

Bittersüsse Liebe

Als Eduard Mörike aus Tübingen, der blondgelockte Theologiestudent mit den blauen Augen, in den Osterferien 1823 in Ludwigsburg seinen Freund und Studiengenossen Rudolf Lohbauer besuchte, kehrten beide in der Wirtschaft «Zum Holländer» ein. Eine junge, schlanke, grossgewachsene Kellnerin mit schwarzen Haaren, eine umwerfende Schönheit, brachte ihnen einen Schoppen Wein. Mörike liebte sie vom ersten Augenblick an leidenschaftlich bis in sein tiefstes Wesen ergriffen, und auch Lohbauer verfiel ihrem Liebreiz. Vom Schankwirt Wilhelm Mergenthaler erfuhren beide alsbald, wie die Fremde namens Maria Meyer nach Ludwigsburg gekommen war. Auf dem Heimweg von Stuttgart nach Ludwigsburg ent-

In Rheinfelden hielt es die junge Frau nicht lange aus. 1820 erschien sie plötzlich in Bern, wo ein Pfarrer und ein Frauenverein sich der Mittellosen annahmen. Erstmals war von mysteriösen Ohnmachten die Rede, an denen sie fortan litt. Die besorgten Frauen in Bern sprachen von Epilepsie, ihre Verehrer von mystischen Trancen, während den Biografen des 20. Jahrhunderts die Anfälle als Hysterie oder schlicht als Trick einer gerissenen Betrügerin galten. Bald einmal wurde Maria «wegen ihrer verkehrten Gemütsart» nicht mehr in Bern geduldet, und wieder kehrte sie in gesundheitlich zerrüttetem Zustand nach Schaffhausen zurück. Abermals zeigte die Behörde Milde und bewilligte Maria eine Badekur auf Kosten der Stadt, den Transport ins Armenbad nach Baden inklusive. Danach blieb sie bis zum Jahr 1823 verschollen.

deckte der Wirt eine junge, ohnmächtig am Strassenrand liegende Frau. Als sie zu sich gekommen war, half er ihr in sein Gefährt und nahm sie mit nach Hause, damit sie dort wieder zu Kräften komme. Die Fremde begann im Wagen zutraulich zu plaudern und tischte ihm eine Geschichte auf, wonach sie aus Österreich geflohen sei, weil ihre Familie sie zwingen wollte, Nonne zu werden. Mergenthaler gab der Frau Arbeit in seiner Gaststätte, und seine heimliche Rechnung ging auf: Das Lokal war nun immer voller Gäste, die kamen, um die schöne Kellnerin zu sehen, die sich ihrer neuen Aufgabe tüchtig stellte. Bald zeigt sich ausserdem, dass Maria gebildet war. Mit ihren Kenntnissen über Goethe und Jean Paul setzte sie vor allem die Studenten in Erstaunen. Lohbauer erwirkte gar bei seiner Mutter, die Fremde in ihr Haus aufzunehmen und ihre Anlagen zu fördern. Wie schon ein paar Mal in den Jahren zuvor hatte die 21-Jährige eine Chance erhalten, dem beschwerlichen Landstreicherleben voller Gefahren zu entsagen. Im Haus Lohbauer besuchte sie der verliebte 19-jährige Mörike wenn immer möglich und fand sich wiedergeliebt. Zwar merkte er, dass ihr alemannischer Dialekt eher auf ein schweizerisches Herkommen denn als eines aus Österreich schliessen liess. Doch schien ihn diese Ungereimtheit in der ersten Zeit seiner Liebe nicht zu belasten.

Bevor das Wenige, das wir über die Liebe zwischen den beiden Menschen wirklich wissen, zur Sprache kommt und bevor wir ein Licht auf die Zwänge der Zeit werfen, die diese bittersüsse Liebe aller Chancen beraubten, wollen wir uns der Lebensgeschichte des jungen Theologiestudenten Mörike in Tübingen zuwenden.

Zum Theologiestudium gedrängt

Eduard Mörike wurde am 8. September 1804 in Ludwigsburg geboren. Er war das siebente Kind des Stadt- und Amtsarztes Karl Friedrich Mörike und der Pfarrerstochter Charlotte Dorothea, geborene Beyer. Von den insgesamt dreizehn Kindern starben vier noch im Säuglingsalter. Eduard verlebte nach seinen eigenen Zeugnissen eine glückliche Kindheit in der wohlgeordneten und angesehenen Bürgerfamilie. Schon früh zeigte sich die Hochbegabung des Kindes, das dichtete und schauspielerisches Talent hatte. Mit sechs Jahren besuchte Mörike die Lateinschule. Als der Vater 1817 nach einem Schlaganfall und darauf folgendem Siechtum starb, wurde die Familie auseinandergerissen. Die Mutter siedelte nach Stuttgart über, wo sich die nicht unvermögende Verwandtschaft der Kinder annahm. Eduard lebte dort bei einem Onkel und trat

mit 14 Jahren ins «Niedere Theologische Seminar» in Urach am Fuss der schwäbischen Alm ein. Es war klar, dass der Heranwachsende wie sein Grossvater mütterlicherseits Pfarrer werden sollte – ein anderes Studium wäre zu teuer gewesen. Mörike war ein schlechter Schüler, er war verträumt und hatte wenig Sitzleder. Ins Seminar wurde er nur «gnadenhalber» wegen der schwierigen Familienumstände aufgenommen. Die Zöglinge waren dort einer totalen Überwachung und Bespitzelung bei Arbeit, Schlaf und Erholung ausgesetzt. Mörikes heiterer und verträglicher Gemütsart konnte dies scheinbar nichts anhaben. Er war bei den Mitschülern beliebt und schloss Freundschaften, die lebenslang erhalten blieben. Die wichtigste Etappe für seine Ausbildung zum württembergischen Pfarrer begann 1822 mit dem Eintritt in das Tübinger Stift. Auch da mussten sich die Studenten einer rigorosen Disziplin unterwerfen. Mörikes Schulleistungen wurden weiterhin schlecht beurteilt – fast so schlecht wie sein Betragen. Mit der Hausordnung stand er auf Kriegsfuss, immer wieder wurde er ermahnt und bestraft wegen Herumtreibens, Verspätung, ungehöriger Bekleidung, verbotenen Tabakrauchens in der Öffentlichkeit. Den angehenden Pastor schien dies nicht allzu sehr zu bekümmern. Er schöpfte Kraft und Lebensfreude aus den enthusiastischen Freundschaften mit seinen Kommilitonen.

Ein verzweifelter Mörike

Nun war also die schöne Landstreicherin Maria Meyer in sein Leben getreten. Liebesbriefe wechselten zwischen Tübingen und Ludwigsburg hin und her, die verloren sind, zumindest ist von ihnen bis heute keine Spur aufgetaucht. Zur grossen Verzweiflung Mörikes verschwand gegen Ende des Jahres Maria plötzlich aus Ludwigsburg ohne ein Wort des Abschieds. Sie tauchte in Heidelberg auf, wo Polizisten die Ohnmächtigen fanden und sie als Landstreicherin festnahmen. Sie konnte Briefe Mörikes vorweisen und sich auf die Familie Lohbauer berufen, deren Heidelberger Freunde versicherten, sie würden sich um die Frau kümmern. Mörikes Enttäuschung war grenzenlos. Er vertraute sich Ludwig Bauer, seinem dichterisch begabten Freund im Tübinger Stift, an. Dieser verfasste daraufhin das Gedicht «Geheimnis», das Mörike später herausgab und überarbeitete:

Ach, dass du einmal nur sie könntest schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich lacht!
Sähst ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörtest die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Sähst du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heil'ge Sünderin, die ich geliebet!
Und sähst zuletzt, wie ich den Wahn erblickend,
Des tränenvollen Endes schon gewiss,
Der Heiligen, die Hand noch einmal drückend
Mich von der Sünderin, dem Weibe riss –
Und dort das Abendrot in stillem Prangen,
Der Tag im Busen ewig untergangen –
Mich hingegeben, gotterfüllter Schmerzen,
Marias Namen einzig noch im Herzen!

Was für ein merkwürdiges Gedicht! Die Geliebte, die Hochdeutsch mit robustem Schweizer Akzent spricht, in deren Augen goldfarbene Einsprengsel die dunkle Iris erhellen, wird unvermittelt zur Traumgestalt des Dichters: zur Heiligen, Wahnsinnigen und zur Sünderin zugleich. Musste die Frau aus Fleisch und Blut vor diesen Zumutungen nicht fliehen?

Eine schüchterne Geliebte?

Dennoch war sie es, die im Januar 1824 den Kontakt zum tief gekränkten Mörike in einem Brief wieder aufnahm, der aber unbeantwortet blieb. Der Student stand unter furchtbaren Zwängen: Eine publik gewordene Liebesaffäre hätte für ihn den sofortigen Ausschluss aus dem Theologiestift bedeutet. Die Mutter und die ältere Schwester Luise, die ihre ganze Hoffnung auf Eduard als künftigen Ernährer der Familie setzten, wussten von der Liebesgeschichte und waren aufs Höchste alarmiert. Bereits hatte vor allem Luise den Bruder in Briefen beschworen, von der zweifelhaften Frau mit Vergangenheit abzulassen: «Der weiblichen wahrhaft frommen kindlichen Seele ist eine zarte Schüchternheit angeboren», hatte sie bereits im April des Vorjahres an Mörike geschrieben, und genau diese «Schüchternheit» lasse Maria vermissen. Im Juli erschien die so Geschmähte erneut in Tübingen. Wieder war sie auf der Strasse ohnmächtig zusammengesunken, und wieder fand sie Aufnahme in einer angesehenen Arztfami-

lie. Dort traf Mörike die Geliebte, die krank und elend war, zum letzten Mal unter grössten Seelenqualen und erkrankte danach selber schwer.

Mitten im Semester suchte er bei Mutter und Schwester Zuflucht. Was hatte sich zwischen den beiden Menschen ereignet? Mörike selber und sein Umfeld haben alles vernichtet, was Klarheit schaffen könnte. Schon im Januar hatte er der Mutter über sein Verhältnis zu Maria berichtet:

«Ihr Leben – so viel ist gewiss, hat aufgehört, in das meinige weiter einzugreifen als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt.»

Schon damals sah er sich also gezwungen, die leibhaftige Maria aus seinem Leben auszusperren. Der Schmerz darüber wurde zur Perle, zum poetischen Kapital, das ihm «viel genützt», denn es brachte reichen dichterischen Ertrag: Noch im gleichen Jahr begann er, die Peregrina-Gedichte zu schreiben, die später das Herzstück seines einzigen Romans «Maler Nolten» bildeten. Darin wird Maria zur unvergleichlichen Poesiegestalt – im Schlusssonett auch zum Symbol der gefesselten und geknebelten Liebe. Mörike schrieb diese Gedichte von berückender Schönheit bis zu seinem Tod immer wieder um und zensierte alle fassbaren Hinweise auf tatsächliche Ereignisse.

Die Liebe sagt man, steht am Pfahl gebunden,
Geht endlich arm, zerrüttet unbeschuh't;
Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
Mit Tränen netzet sie der Füsse Wunden.

Ach, Peregrinen hab ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wangen Glut,
Noch scherzend in der Frühlingsstürme Wut
Und wilde Kränze in das Haar gewunden.

Wars möglich, solche Schönheit zu verlassen?
– So kehrt nur reizender das alte Glück!
O komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! O weh! Was soll mir dieser Blick?
Sie küsst mich zwischen Lieben noch und Hassen,
Sie kehrt sich ab und kehrt nie mehr zurück.

Ein Wendepunkt

Die literarische Welt hat bis heute nicht aufgehört, sich mit Mörikes Gefühlsleben nach den Schicksalsjahren 1823 und 1824 zu befassen, während Marias Leben keine Beachtung mehr fand. Nach dem endgültigen Bruch mit der Geliebten floh der Dichter in seine Fantasiewelten vor der Realität, die es auch künftig oft nicht gut mit ihm meinte. Gleichsam als poetische Zuflucht erschuf er eine von einer Göttin regierte Südseeinsel mit dem wohlklingenden Namen Orplid. Sie ist bis heute eine Chiffre für Sehnsucht und Poesie geblieben. Während Mörikes Fantasien seinen Ruhm als Dichter begründeten, hatten die der wortmächtigen, intelligenten, überaus reich und vielfältig begabten Vagabundin Maria in den Augen der Welt immer bloss als Lügen gegolten. Die Begegnung aber mit dem genialen Dichter hatte ihr Leben auf schier unglaubliche Weise verändert, die an das Märchen von Dornröschen erinnert: Die junge Frau erwachte und begann sich der Realität zu stellen. Zwar vollzog sich dieser Wandel nicht sogleich, und Maria setzte ihr Wanderleben noch eine Zeit lang fort. Dann kehrte sie nach Schaffhausen in ihr Geburtshaus zurück und etablierte sich als Modistin und Damenschneiderin. Am 10. März 1827 erschien im Wochenblatt folgende Annonce:

«Seit acht Jahren habe ich mich der Erlernung weiblicher Arbeit gewidmet und vorzüglich in Puz- und Kleidermachen, dessen Erlernung ich deutschen Damen zu verdanken habe. Nun wünschte ich in meinem Geburtsort mein redliches Auskommen zu finden, und empfehle mich deswegen auf das ehrerbietigste zu geneigtem Zuspruch. Ich nehme jede weibliche Arbeit an sowohl in als aussert dem Hause und werde mich sowohl durch Billigkeit als Fleiss bestreben, die Gunst derjenigen geehrten Gönnerinnen zu erhalten, welche mich mit ihrem Zutun beehren.»

Maria hatte sich also einem weiblichen Beruf zugewandt und trat – was damals für eine Frau ungewöhnlich war – als selbstständige Unternehmerin auf. Sie tat noch einen weiteren Schritt in Richtung bürgerliche Ehrsamkeit und verlobte sich 1833 mit dem aus Nürnberg stammenden Tischlergesellen Andreas Koller (1805–1875). Diesem folgte sie nach Winterthur, wo sich der Bayer um das zürcherische Landrecht bewarb. Zahlreiche Deutsche verliessen in diesen Jahren ihr Land aus politischen Gründen. In seinem Einbürgerungsgesuch betonte Kohler, dass er nicht zu diesen gehöre, habe er doch der Obrigkeit in seiner Heimat

nie Ursache zur Klage über ihn gegeben, dennoch werde er glücklich sein, sich «ein Bürger der lieben freyen Schweiz nennen zu können». Als er Bürger des Kantons Zürich geworden war, stand der ehelichen Verbindung des Paares nichts mehr im Wege. Die Heirat fand 1836 statt. Durchschlagender Erfolg war dem kinderlos bleibenden Ehepaar Kohler-Meyer nicht beschieden – und wenn Glück, dann muss es ein bescheidenes, weltabgewandtes gewesen sein. In Winterthur konnte der Tischler beruflich nicht wirklich Fuss fassen. Auch er muss eine künstlerische Ader besessen haben. Seine eleganten und feinen Möbel fanden wenig Absatz. Der gewünschte Erfolg blieb auch für seine Frau aus, die schliesslich ihren Beruf als Modistin aufgab. Das Paar zog einige Male um und rückte dabei immer mehr Richtung Osten. Vermutlich lebte es schon Anfang der Fünfzigerjahre in Wilen bei Wil und erwarb sich immerhin so viel Wohlstand, um 1857 das Haus an der Freudenbergstrasse kaufen zu können.

Dort führte es ein zurückgezogenes Leben, das die Leute im Dorf respektierten. Allerdings waren auch den Thurgauern Kohlers Möbel zu elegant, zu fein und zu teuer. Maria soll bis zu ihrem Tod mit 63 Jahren eine schlanke und imposante Erscheinung gewesen sein, wie hochbetagte Zeitzeugen Corrodi zu berichten wussten. Weder von religiösen Schwärmereien noch von epileptischen Anfällen war hingegen bei den Dorfbewohnern die Rede. Von ihrer Jugend war nur bekannt, dass sie in Deutschland gelebt hatte. Maria starb an Wassersucht und wurde auf dem evangelischen Friedhof in Sirnach begraben. Dort fand auch ihr Mann zehn Jahre später die letzte Ruhe. Er starb 1875, ein knappes halbes Jahr nach Mörike.

Nach der grossen Liebe

Wir müssen davon ausgehen, dass der junge Mörike – vollauf beschäftigt mit dem Traumbild, das er sich von Maria machte – das wirkliche Leben seiner einstigen Geliebten nicht mehr verfolgte. Das Jahr seiner grossen Liebe wurde für ihn auch sonst zum Schicksalsjahr: Er verlor seinen jüngeren Bruder August, vermutlich durch Selbstmord. Seine geliebte ältere Schwester Luise, die Mahnerin und begabte Schreiberin, starb drei Jahre später an Tuberkulose. Mehr schlecht als recht hatte Mörike sein Studium zu Ende gebracht und den damals für junge Theologen üblichen Weg eingeschlagen: Diese zogen von Ort zu Ort und leisteten in Vikariaten den dortigen Pfarrern Hilfsdienste. Oft erhielten sie

erst nach vielen Jahren eine feste Anstellung, daher war ihnen mangels eines sicheren Einkommens die Gründung eines eigenen Hausstandes erst spät möglich. «Vikariatsknechtschaft» nannte Mörike diese Zeit. Er war alles andere als ein begeisterter Pfarrer und hegte den Wunsch, ein freier Schriftsteller und Dichter zu sein. Er musste für seine Mutter und die jüngere, unverheiratete Schwester Klara aufkommen; beide Frauen zogen mit ihm von Dorf zu Dorf und besorgten ihm den Haushalt. Die drei Familienmitglieder lebten in bedrängten Verhältnissen, denn Mörike musste von seinem mageren Gehalt auch die Schulden seines in einen Betrugsskandal verwickelten Bruders Karl bezahlen, der ausserdem wegen politischer Äusserungen in Festungshaft gekommen war. Es war das Deutschland des Vormärz, wo die geringste Unbotmässigkeit gegenüber den Landesvätern streng geahndet wurde. Später gerieten auch die Brüder Adolph und Ludwig mit dem Gesetz in Konflikt und fanden bei ihm Zuflucht. Ohne zu klagen schulterte der junge Pfarrer all diese Lasten. Er rang dem Alltag Gedichte und Novellen ab, war ein grosser Briefschreiber und hervorragender Zeichner, der immer wieder Skizzen von seinen gegenwärtigen Wohnorten machte. Sogar Zeit und Gelegenheit für Liebschaften fand er. Das 1828 entstandene, alles andere als pfarrherrliche Gedicht «Nimmersatte Liebe» zeugt davon:

So ist die Lieb'! So ist die Lieb'!
Mit Küssen nicht zu stillen:
Wer ist der Tor und will ein Sieb
Mit eitel Wasser füllen?
Und schöpfst du an die tausend Jahr',
Und küssest ewig, ewig gar,
Du tust ihr nie zu Willen.

Die Lieb, die Lieb' hat alle Stund
Neu wunderlich Gelüsten,
Wir bissen uns die Lippen wund,
Da wir uns heute küssten.
Das Mädchen hielt in guter Ruh
Wie's Lämmlein unterm Messer.
Ihr Auge bat: Nur immer zu,
Je weher, desto besser!

So ist die Lieb', und war auch so
Wie lang es Liebe gibt.
Und anders war Herr Salomo,
Der Weise nicht verliebt.

1829 verlobte sich Mörike in Plattenhardt mit der Pfarrerstochter Luise Rau. Er machte nun besondere Anstrengungen für eine feste Anstellung, erhielt eine solche jedoch erst fünf Jahre später im idyllischen Dorf Cleversulzbach. Doch bereits ein Jahr zuvor hatte Luise Rau die Verlobung aufgelöst. Auch darüber schwieg Mörike eisern ein Leben lang. In seiner Pfarrei sass er sommers gerne in der Gartenlaube, die er seine «Pfarrkutsche» nannte. Er arbeitete dort nicht etwa an der Predigt, sondern dichtete, döste und träumte vor sich hin – nicht zur Freude der Kirchenbehörde, die sich aber erstaunlich geduldig und langmütig mit ihrem stets kränkenden Dichterpfarrer zeigte.

Der schwäbische Dichter im Thurgau

Das zweimonatige Urlaubsgesuch war noch nicht bewilligt, als Eduard Mörike mit seinem Bruder Ludwig, einem gelernten Landwirt, im Herbst 1840 erstmals in den Thurgau reiste. Sie fuhren im Einspanner über Bre-

Im Gasthaus Löwen stieg Mörike bei seinem ersten Aufenthalt 1840 in Kreuzlingen ab. Dort war in seiner Jugend auch Charles Louis Napoléon Bonaparte vom Schloss Arenenberg in Salenstein zu Gast, der spätere Kaiser der Franzosen, Napoléon III.



genz und überquerten bei Höchst den Rhein, seeabwärts gelangten sie dann über Uttwil nach Kreuzlingen, wo sie im Gasthaus Löwen logierten. Vier Wochen dauerte der Aufenthalt. Die Brüder besuchten die Sehenswürdigkeiten in Konstanz und statteten auch den Klosteranlagen in der Kartause Ittingen einen Besuch ab. Ludwig trat mit dem Kreuzlinger Kloster wegen eines Pachtvertrags für das Gaissberggut in Verhandlung, der die Zustimmung des Grossen Rates benötigte. Jedoch trat er die Pacht des aus dem 16. Jahrhundert stammenden Bauernhauses nie an. – Dieses wurde im vergangenen Jahr abgerissen. An seiner Stelle entstehen neue Wohnblocks «über den Dächern von Kreuzlingen», wie es in der Werbung der Immobilienfirma heisst.

Auch Schaffhausen, die Heimatstadt Maria Meyers, besuchte Mörike. Am Rheinfluss verbrachte er fasziniert einen ganzen Tag.

Die Reise inspirierte den Dichter zu dem Versepos in klassischen Hexametern «Idylle am Bodensee», das 1846 erschien. Die Doppelerzählung berichtet vom Streich, den der Fischer Martin in seiner Jugend zusammen mit den Dorfbewohnern einer hochmütigen Braut spielte sowie von einem Glockenraub. Auch wenn der Schauplatz der Idylle in der Gegend von Friedrichshafen zu suchen ist, erinnern doch die Landschaftsbilder mit Obstbäumen, Reben, Dörfern, Schlössern und Kapellen stark an den thurgauischen Seerücken. Dieses Werk fand in der literarischen Welt Beachtung und brachte dem Dichter einen Preis ein. Mörike konnte das Geld gut gebrauchen, denn er hatte drei Jahre zuvor in Cleversulzbach seine Pensionierung erwirkt. In einem ausführlichen Gesuch an den König Wilhelm I. von Württemberg hatte er eine ganze Reihe von Leiden wie rheumatische Schmerzen, Schwindelanfälle und plötzlich auftretende Lähmungserscheinungen in den Füßen geschildert. Mit 39 war der Dichter nun zwar ein freier Mann, doch lebte er – die Mutter war inzwischen gestorben – mit seiner Schwester Klara am Existenzminimum.

In diesen Jahren begann sich der Pensionär trotz wirklicher und eingebildeter Leiden durch verschiedene Publikationen einen gewissen Bekanntheitsgrad zu erwerben. Auf Bildern zeigte sein Mund schon bald einmal einen schlaffen und resignierten Zug – so leidenschaftliche Küsse wie im Gedicht «Nimmersatte Liebe» hätte man diesem nun nicht mehr zugetraut –, und doch begegnete ihm noch einmal die Liebe in Gestalt der schönen, 14 Jahre jüngeren Margaretha von Speeth aus Bad Mergentheim im Taubergrund. Mörike und seine Schwester Klara wohnten zu dieser Zeit im Haus ihres Vaters zur Miete.



Kirchlein Bernrain Kreuzlingen, von Mörike 1851 für seine Braut Margaretha von Speeth gezeichnet.

Mörikes Pläne in Egelshofen

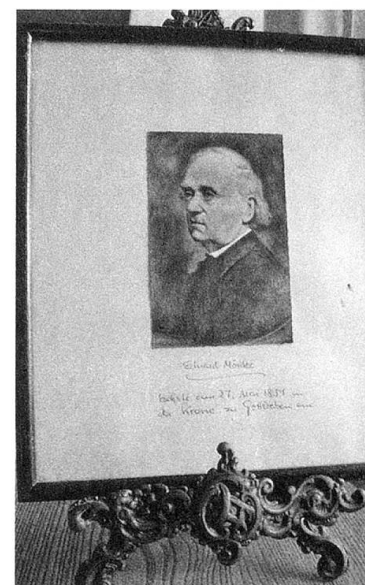
Obwohl Mörike heftig verliebt war, zögerte er die Ehe mit der Offiziers-tochter mehr als sechs Jahre hinaus. Dabei spielte wohl die enge Ver-bindung zu seiner Schwester Klara eine Rolle, doch ausschlaggebender waren wohl die beengten Verhältnisse des Dichters. Die Suche nach ei-nem finanziellen Auskommen, das eine Eheschliessung ermöglichte, brachte Mörike erneut in den Thurgau. In Begleitung seiner Schwester reiste er 1851 in das Dorf Egelshofen, das sich 1873 mit dem Klosterwei-ler Kreuzlingen zusammenschliessen und dessen Namen annehmen sollte. Das industrielle Zeitalter war auch für das Geschwisterpaar ange-brochen. Es reiste mit der Eisenbahn nach Friedrichshafen und bestieg dort das Dampfschiff. An der Stählistrasse 4 im heutigen Kreuzlingen mieteten die beiden zwei Zimmer, wo sie sich vom 19. April bis zum 12. Juni ausserordentlich wohl zu fühlen schienen. In der Nähe befindet sich das Kirchlein Bernrain, das Mörike für seine Braut zeichnete. Ein ganz bestimmter Plan hatte die Geschwister in diese Gegend gebracht: Mörike wollte nämlich in Konstanz ein Pensionat für sechs- bis vierzehn-jährige Mädchen gründen, um so für sich, seine Schwester und seine zukünftige Frau ein Auskommen zu finden: «Ich hatte sogleich Konstanz um seiner vorteilhaften Lage zwischen 4 Ländern (Schweiz, Österreich, Baden, Württemberg) u. seiner weitgepriesenen Wohlfeilheit willen, in



In diesem Haus an der Stählistrasse 4 in Kreuzlingen wohnten Eduard Mörike und seine Schwester Klara vom 19. April bis zum 12. Juni 1851 in zwei «frisch und freundlich tapizierten Zimmern».

den Sinn fassen müssen», schrieb Mörike an einen Freund. Der unrealistische Plan konnte ihm jedoch ausgedrückt werden. Die Wochen in Egels- hofen wurden dennoch zu einer unbeschwerten Zeit für die Geschwister. Sie erkundeten Konstanz und Gottlieben, wo sie in der «Krone» einkehr- ten, was dort bis heute mit einem gerahmten Foto des Dichters gewür- digt wird. Die überlieferten Briefe zeigen die bewundernswerte Fähigkeit Mörikes, sich über Alltägliches herzlich zu freuen, und sei es nur ein schattiges Plätzchen am See, der «herzrührende» Anblick eines heran- nahenden Segelschiffes oder die «frisch und freundlich tapizierten Zim- mer» seiner Unterkunft.

Das Jahr wurde zu einem Glücksjahr für ihn. Im Herbst erhielt er eine Stelle als Literaturlehrer am Katharinenstift für Mädchen in Stuttgart. Eduard Mörike und Margaretha von Speeth konnten endlich heiraten. «Eine Ehe zu dritt» nannten die Biografen später diese Verbindung, denn Klara verblieb in der Familie, half im Haushalt – und als die zwei Töchter geboren waren, auch bei der Kindererziehung. Seinen ruhelosen Geist verlor Mörike nicht – eine Ruhelosigkeit, die stark an das unstete Wesen der jungen Maria Meyer erinnert. Zwar lebte er nun mit seiner Fa- milie in Stuttgart, doch zog er in dieser Stadt achtmal um. Die Umzüge führten in der Hauptsache Frau und Schwester per Handwagen durch. Ehe- liche Konflikte blieben nicht aus und wurden so gross, dass sich Mörike drei Jahre vor seinem Tod von seiner Frau trennte. Mit Schwester



Ein schlicht gerahmtes Foto erinnert in der Gaststube des Restaurants Krone in Gottlieben daran, dass Mörike am 27. Mai 1851 dort eingekehrt war.



Nach langer Verlobungszeit heiratete der bereits mit 39 Jahren pensionierter Pastor Mörke Margaretha von Speeth, die Katholikin und Offizierstochter aus Bad Mergentheim (1818–1903). Gemälde von Amalie Kohler, 1843.

Klara und einer der Töchter floh er ins Dorf Fellbach. Erst an seinem Totenbett versöhnten sich die Eheleute wieder. Bei seinem Tod im Juni 1875 war Mörke ein geehrter, wenn auch nicht in weiten Kreisen bekannter deutscher Dichter. Auch Gottfried Keller gehörte zu seinen Bewunderern. Von der Nachricht seines Todes ergriffen, schrieb dieser: «Er starb, wie ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne dass man es weiss, wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre. Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten.»

In Kellers Sinn ist vielen unter «den Leuten» bis auf den heutigen Tag zu helfen: Immer noch wird Mörke gelesen und sein Leben und Werk erforscht. Seine Gedichte regen Literaturinteressierte und Kunstschaffende zu

neuen Werken an. So hat im vergangenen Jahr der Zürcher Maler und Buchillustrator Hannes Binder Mörkes Gedicht «Um Mitternacht» in Bilder modernen Stadtlebens umgesetzt. Der Komponist Peter Schindler und die Sängerin Sandra Hartmann vertonten Mörke-Gedichte und erhielten 2007 dafür den Kleinkunstpreis des Landes Baden-Württemberg.

Der Thurgau, ein Sehnsuchtsort

Als junger Mann erschuf Mörke in seiner Fantasie das dunstumwobene, mitten im Ozean liegende Eiland «Orplid». Auf einer Meeresinsel ist Mörke nie gewesen und das Meer hat er nicht einmal von Weitem gesehen. Der Bodensee musste ihm genügen und ein liebliches Dorf im Thurgau Orplid ersetzen. Der Thurgau blieb für ihn ein Sehnsuchtsort,



Eduard Mörike um 1864.
Fotografie von F. Brandseph
in Stuttgart. Auf dieser Auf-
nahme fühlte sich Mörike
authentisch wiedergegeben.

auch wenn er bei seinem zweiten Besuch im nachmaligen Kreuzlingen nicht wissen konnte, dass nur rund 25 Kilometer von seiner Bleibe entfernt Maria, seine Jugendliebe, wohnte, die ihm das Tor zur Dichtkunst geöffnet hatte. Dank des Einsatzes eines feinsinnigen Schulsekretärs wird ihrer in Wilen bei Wil bis auf den heutigen Tag gedacht.

Ein wenig Glanz von Mörikes Dichterruhm fällt auch auf die Bodensee-stadt. Allerdings ist dies im Bewusstsein ihrer Bewohnerinnen und Be-wohner wenig gegenwärtig, denn noch erinnert kein äusseres Zeichen an seine Besuche in Kreuzlingen. Die Stadt hat mit ihrer ausgedehnten Bautätigkeit und ihrer nüchternen Geschäftigkeit ja auch ganz andere Sorgen. Und doch: Die Erinnerung an den Dichter könnte eine Gelegen-heit sein, innezuhalten und für einen kurzen Augenblick dem eigenen Orplid nachzuträumen.

Bibliografie

Beci Veronika: Eduard Mörike. Die gestörte Idylle. Artemis und Winkler Verlag, Düsseldorf und Zürich 2004, ISBN 3-538-07176-4

Berger Dorothea: Jean Paul und Frau von Krüdener, Liemes Verlag Wiesbaden, 1957.

Binder Hannes: Um Mitternacht. Zürich 2009, ISBN 978-3-905871-06-1

Corrodi Paul: Das Urbild von Mörikes Peregrina. Jürgen Schweier-Verlag, Kirchheim unter Teck 1976, und dritte erweiterte Auflage 2004, ISBN 3-921829-04-6

Debrunner Albert M.: Literaturführer Thurgau. Verlag Huber Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2008, ISBN 978-3-7193-1478-1

Erni Peter und Raimann Alfons: Die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau, Bd. VII, Bern 2009.

Holthusen Egon Hans: Mörike. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2000, ISBN 3-499-50175-0

Ferchl Irene u. Setzler Wilfried: Mit Mörike von Ort zu Ort. Silberburg-Verlag Tübingen 2004, ISBN 3-87407-577-X

Kluckert Ehrenfried: Eduard Mörike. Sein Leben und Werk. DuMont, Köln 2004, ISBN 3-8321-7846-5

Mayer Mathias: Mörike und Peregrina. Geheimnis einer Liebe, Verlag H.C. Beck, München 2004, ISBN 406-51657-2

Meier Martin: Website Wilen bei Wil, 3. Februar 2006

Mörike Eduard: Sämtliche Werke. Artemis und Winkler, Düsseldorf/Zürich 1997, ISBN 3-538-05891-1

Schindler Peter. Rosenzeit. CD, Chansons nach Gedichten von Eduard Mörike. P&C 2004 by finestone music, made in Germany FTM 8012.